

Als die Heimat der Staat war, Vom Neubeginn nach der Stunde Null

Peter Lahnstein

Unsere neuere Geschichte findet weniger Beachtung und Darstellung als nötig wäre: Vieles wird verdrängt und verschwiegen, weil man es ganz und gar hinter sich gebracht haben will, anderes ist als Erinnerung noch so gegenwärtig, daß man gar nicht auf den Gedanken kommt, es könnte schon Vergangenheit, schon Gegenstand des Historikers, schon Geschichte sein. Die hier wiedergegebenen Aufzeichnungen tragen ihren Teil dazu bei, die Lücke zwischen erinnerter Vergangenheit und beschriebener Geschichte so klein wie möglich zu halten. Geschildert wird der Neubeginn nach 1945, nach der Stunde Null, und zwar so, wie ihn der Verfasser als Mitarbeiter des Landratsamtes Schwäbisch Gmünd erlebt hat. Niedergeschrieben wurden diese Erinnerungen im Jahre 1975. (Red.)

Vor dreißig Jahren . . . was sind dreißig Jahre? Wer damals nicht mehr sonderlich jung war, ist heute noch nicht alt; an der Elle eines Menschenlebens gemessen, nicht viel. Anders, wenn wir es an der Veränderung unserer Welt messen.

Autos? Auf den Straßen rollten die Lastwagenkolonnen und die Jeeps der Sieger. Für unseren Bedarf waren einzelne Lastwagen und Omnibusse mit alten Blechfässern für den Holzgasbetrieb hergerichtet; man fuhr mit kleingesägtem Pappelholz.

Hochhäuser? Über die Trümmer der Stuttgarter Altstadt ragte, ziemlich unbeschädigt, der Tagblattturm. Sonst stand kein Hochhaus im Land.

Fernsehen? Nicht einmal der Begriff existierte bei uns. Hätte jemand von derartigem gesprochen, man hätte ihm den nächsten Berg empfohlen, den nächsten Aussichtsturm.

Aber auch diese Vergleiche zeigen die historische Distanz, die über dreißig Jahre klafft, nicht kraß genug.

Ein Staat, Hitlers Deutsches Reich, der erst am Rande des Krieges, dann im Krieg fast ganz Europa unterworfen und weite Teile der Welt bedroht hatte, war mit immer furchtbareren Gegenschlägen buchstäblich vernichtet worden, zu nichts geworden.

Die ungeheure Kraftanstrengung eines großen Volkes, unseres Volkes, in Frieden, Halbfrieden und Krieg, eine beispiellose Mobilisierung aller seiner Kräfte, raffiniert verführter guter Kräfte, zynisch geweckter und gelenkter böser Kräfte, war zu nichts zerronnen. Der deutschen Souveränität, die von der Biscaya bis zum Kaukasus gereicht hatte, unterstand kein Dorf mehr, kein Bahnhof, kein Kartoffelacker. Alle Souveränität, alle Macht war Sache der Sieger.

So war die Weltminute, während der bei uns, unter der eisernen Glocke der Siegersouveränität, die Heimat, der engste heimatliche Bereich, noch einmal der Staat war. Unterhalb der Siegerallmacht kam nichts, nichts, nichts; kein Reich, kein Land; «oberste Instanz» im Schatten des Schwertes war der Landkreis. Der Landrat war der Siegermacht total verantwortlich, Reichsbahn, Reichspost, die Filiale der Reichsbank eingeschlossen.

Bekanntlich waren vom heutigen Land Baden-Württemberg die nördlichen Teile von den Amerikanern, die südlichen von den Franzosen besetzt und beherrscht. Die Franzosen hatten eine nationale und viele persönliche Rechnungen zu begleichen und verfahren lange danach. Bei den Amerikanern gab es das nicht. *Wir kommen als Eroberer, nicht als Unterdrücker* hieß es in der «Proklamation Nr. 1» des Generals Eisenhower. Darin lag eine Beruhigung, ja für manche eine versteckte Verheißung. Nichtsdestoweniger war eine Fülle von Tatbeständen mit der Todesstrafe bedroht, u. a. Plündern, *Diebstahl oder schwindelhafter Erwerb von Eigentum der alliierten Streitkräfte*, die Hilfeleistung, um jemanden der Verhaftung zu entziehen. Die Leute lasen solche Androhungen in Verordnungsform mit Gelassenheit. Wochen zuvor hatten die fliehenden eigenen Machthaber jeden mit dem Tode bedroht, der eine weiße Fahne zeigte.

Aus der «amerikanischen Zone» stammen die Erinnerungen auf diesen Seiten, aus dem Kreis Schwäbisch Gmünd. Es gibt diesen Landkreis nicht mehr, er ist in der Verwaltungs- und Gebietsreform untergegangen. Und damals war er kein altes Gebilde, sondern ein Produkt der Gebietsreform von 1938, das alte Oberamt Gmünd mit Teilen der aufgelösten Oberämter Welzheim und Gaildorf. Er umfaßte ein Stück Albuch, den Albrand vom Rosenstein bis zum Hohenstaufen, das obere Remstal, ein Stück Welzheimer Wald, ein Stück Frickenhofer Höhe und ein Zipfelchen vom Kochertal; hatte drei Städte: Gmünd, Lorch, Heubach, und dreißig Dörfer. Die Kriegszerstörungen waren verhältnismäßig geringfügig, die schöne alte Reichsstadt Gmünd war heil und ganz. Dafür lag alles noch voll von Evakuierten aus den zerstörten Städten, namentlich aus Stuttgart und Heilbronn; in Gmünd waren zahlreiche ansehnliche Häuser nebst allem Inventar fürs amerikanische Militär beschlagnahmt – die Bewohner hatten irgendwo unterkriechen müssen. Und in den Kasernen lagen zu Tausenden ehemalige Gefan-

gene und Zwangsarbeiter, nun DP's (displaced persons) genannt, hauptsächlich Polen. Sie hatten den Status von Sklaven gehabt nach dem Willen der NS-Machthaber, und viele nahmen nun Rache; Raubzüge waren an der Tagesordnung, Bluttaten häufig; das hörte ziemlich auf, als die Amerikaner im Herbst eine eigene polnische Polizei aufstellten.

Gmünd war im Frühjahr, Frühsommer 1945 ein interessanter Platz. Die Franzosen saßen in Stuttgart und ließen sich mit der vereinbarten Übergabe an den großen Alliierten sehr viel Zeit – so lange lag die für das amerikanisch besetzte Württemberg (Regional Detachment) vorgesehene Militärregierung in Gmünd fest, an ihrer Spitze Oberst Dawson, ein gültiger, weit vorausschauender Mann. Sehr bald nach der Besetzung, noch vor dem Waffenstillstand, war der Landrat Burkhardt ernannt worden, ein Mann aus der alteingesessenen Silberindustrie – eine merkwürdig glückliche Wahl, wie sich zeigen sollte. «Assistants to the Landrat» waren u. a. Reinhold Maier, vor 1933 württembergischer Wirtschaftsminister, und Konrad Wittwer. Die Gespräche, die Dawson und seine Offiziere mit dem Landrat und seinen «Assistants» führte, wie nun das Leben weitergehen solle im Land – diese Gespräche sind im damaligen Deutschland, Wochen nach Hitlers Selbstmord, vielleicht einzigartig gewesen. – Nach monatelangem Zögern gaben dann die Franzosen Stuttgart an die Amerikaner heraus, Dawson zog dorthin, und im Hochsommer folgte ihm Reinhold Maier als Ministerpräsident eines aus zerbrochenen und schadhafte Stücken zu bildenden Landes «Württemberg-Baden». Seine Landratsamtsakten (in einem schmalen grauen Deckel) drückte er dem Schreiber dieser Zeilen in die Hand. Konrad Wittwer ging mit, als Staatsrat.

Diese Zufälligkeiten änderten nichts daran, daß der Landkreis für eine gute Weile auf sich gestellt war, mit seiner allmächtigen lokalen Militärregierung, in der ein ehemaliger Verkehrspolizist aus Chicago ungeniert seinen Betrieb entfaltetete. Erst im Juni wurde es erlaubt, ohne Passierschein von einem Landkreis in den anderen zu gehen, vom Kreis Gmünd in den Kreis Göppingen oder Aalen, und zur gleichen Zeit, am 20. Juni 1945, fand in Murrhardt jene legendäre erste Zusammenkunft der Landräte aus dem amerikanisch besetzten Württemberg statt – die Stunde der Wiedergeburt der Demokratie im südwestlichen Deutschland. Diese Zusammenkünfte durften fortgesetzt werden, in Gmünd, in Bad Boll, mündeten dann im Winter in ein Vorparlament ein; waren aber zunächst nichts als Erfahrungsaustausch, schüchterne Koordinie-

rungsversuche; vor allem die Versicherung, daß man in den elementaren Nöten nicht mutterseelenallein dastand. Dieses Gefühl vor allem nahm dann jeder heim in seinen Kreis, in den allerengsten heimatlichen Bereich, der der «Staat» war.

Der Alltag jener denkwürdigen Zeit, die Zwänge, die schüchternen Anfänge öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens spiegeln sich nirgends deutlicher als in den Amtsblättern. Am 18. Mai 1945 erschien im Kreis Gmünd das erste. Es enthielt vor allem die «Proklamation Nr. 1» des Generals Eisenhower: die Einsetzung der Militärregierung als höchste gesetzgebende, rechtsprechende und vollziehende Macht und Gewalt; die Weisung an die Beamten, auf ihren Plätzen zu bleiben, Befehle zu empfangen und auszuführen; die vorläufige Schließung von Gerichten und Schulen. Es verkündete u. a. die Aufhebung der Verdunkelung (Fliegerangriffe waren nun nicht mehr zu befürchten), die Beschlagnahme von Treibstoffen, die Anmeldungspflicht für Baustoffe und Kraftfahrzeuge. In den folgenden Amtsblättern finden sich: Die Ermahnung des Amtsarztes, alle Speisen sorgfältig zu kauen, um ihren Nährwert voll auszunutzen. Im Juni die Verkürzung der Ausgangssperre auf die Zeit von 21.30 bis 5 Uhr. Dazwischen Requirierungslisten: soundsoviele Wintermäntel, Gartenschläuche, Saxophone, Automobile, Nähmaschinen, Haarschneidemaschinen . . . Der Zuchtverband Limpurger Vieh macht eine Körung und Jungbullenversteigerung bekannt. Die Hilfsstelle für Heimatlose eröffnet eine Nähstube. Im August regt sich das erste Leben bei Post und Bahn. Innerhalb des Landkreises dürfen Postkarten verschickt werden. Für den Dienst- und Berufsverkehr werden zwischen Cannstatt und Aalen 4 Personenzugpaare eingesetzt. Im September ein großer Schritt nach vorn: in der ganzen US-Zone dürfen nun Briefe und Postkarten verschickt werden. Im September öffnen die Volksschulen.

Höchst erinnerungswürdig die Rationen der streng rationalisierten Lebensmittel. Im Herbst 1945 gibt es pro Person und Woche 1500 g Brot, 200 g Fleisch, 50 g Butter, 120 g Nahrungsmittel; Milch und Zucker nur für kleine Kinder.

Ende August werden private Anzeigen im Amtsblatt zugelassen. Hier einige Beispiele: Mittelloser entlassener Soldat bittet um Rock und Hose. – Selbständiges katholisches Mädchen, das schon in gutem Hause war, in kinderlosen Haushalt gesucht. – Wer kann uns Auskunft geben über das Schicksal unseres Sohnes . . ., vermißt in Stalingrad? – Zwei entlassene Soldaten, heimatlos, suchen billigst zu kaufen Herrengarderobe, Mäntel, Wäsche, Schuhe.

– Wallfahrtswoche: Wallfahrtskirche zur Schönen Maria von Hohenrechberg, kommt fleißig und bei jeder Witterung! – Ehrbare Hausverweserin wird von älterem, geistig tätigem Herrn auf dem Lande gesucht. – Winterroggenstroh, Flegeldrusch, sowie Mostfaß 2 bis 300 l zu kaufen gesucht. – Schweine-Kastrierer wieder zurück.

Alltagsspuren. Die Leichengeldanstalt mahnt zur Beitragszahlung. Zu einer Hochzeit wird eingeladen *Fleischmarken sind mitzubringen*. Die Chorgemeinschaft lädt zur Chorprobe . . .

Ganz unglaublich will einem scheinen, daß im September eine Ausstellung veranstaltet wird «8 Jahrhunderte Gmünder Kunst» und daß *das neugegründete Stuttgarter Kammerorchester* ein Konzert in Gmünd gibt, Händel, Vivaldi, Schein; *unter der Führung des sympathischen Dirigenten, Herrn Münchinger, wurde sehr sauber musiziert, eine stattliche Leistung für ein so junges Orchester, das überdies sehr gute Solisten aufweist*.

«Lebensvorsorge», mit diesem Wort ist die Aufgabe der Verwaltung damals wortgetreu umrissen. Die Sicherstellung einer gerade noch ausreichenden Ernährung hatte den absoluten Vorrang vor allen anderen Sorgen. Hinter der auf Papier gedruckten Brotmarke mußte der Brotlaib stehen. Als ein Glück haben wir es damals empfunden, daß die Stunde Null im Frühjahr schlug, daß die bäuerliche Arbeit in der schönen Jahreszeit, vor allem das Erntegeschäft, ohne kriegerische Störungen verrichtet werden konnte. An lautem und stillem Dank für das gesegnete Wachswetter, das trockene Erntewetter in jenem Jahr 1945 hat es nicht gefehlt. Als die Ernte eingefahren war, wimmelten die Stoppelfelder von Ährenleserinnen – das alte, fromme Bild karger Zeit; die reiche Obsternte des Herbstes brachte Nahrung über die rationalisierten Zuteilungen hinaus, sogar für den damals noch als hochnötig empfundenen Mooscht reichte die Fülle. – Man hatte auch kostbare Zeit, um für den Winter vorzusorgen (der übrigens so kalt und schneereich wurde, wie der Sommer schön gewesen war). Koks und Kohle konnten nur mit äußersten Schwierigkeiten herangeschafft werden und waren der Gasfabrik und den Krankenhäusern vorbehalten. Die Haushaltungen waren ausschließlich auf Brennholz angewiesen, das gaben die Wälder her. Das Schlagen, Heimführen, Sägen und Spalten war für viele das wichtigste Geschäft. Erstaunlicherweise waren Menschen und Lebensverhältnisse bei uns doch so weit in Ordnung, daß jeder vertrauensvoll seine Holzbeigen vor dem Haus aufsetzte. Heimkehrer oder durchziehende Wanderer, die im Herbst aus anderen Gegenden kamen, sahen es staunend – anderswo wäre es in der ersten Nacht

gestohlen, «besenrein». Weit mehr Kopfzerbrechen als die Brennholzversorgung bereitete die Beschaffung von Öfen, denn bei der immer dichteren Belegung der Häuser – im November begannen die Flüchtlingstransporte einzutreffen – mußten bisher unheizbare Kammern heizbar gemacht werden. Eine Munitionsfabrik im Nachbarkreis Aalen konnte aus ihrem Kartuschenvorrat eine große Zahl kleiner Öfen herstellen (es sei hier beiläufig erwähnt, daß von Kreis zu Kreis wichtige Güter anfangs nur im Tauschverkehr zu bewegen waren). Hatte man nun Öfen, fehlte es am Ofenrohr. So reihte sich eine Sorge an die andere.

Der Landrat hatte über sich die Militärregierung und unter sich seine Bürgermeister. Der Tag begann mit einer Besprechung im Kreis der nächsten Mitarbeiter, eine Erörterung der Forderungen des Tages. Dann ging der Landrat, es war ein Weg von wenigen Minuten, hinüber zur Militärregierung. Das war, wie die Dinge lagen, eigentlich ein bloßer Befehlsempfang; *Entgegennahme und Ausführung von Befehlen* hatte die Proklamation Nr. 1 den deutschen Behörden auferlegt. Faktisch sah es anders aus. Es galt, den Machthabern die notwendigen Forderungen des Tages einleuchtend darzulegen, klarzumachen, daß Hunger, Verzweiflung, Seuchengefahr (ein bei den Amerikanern zündendes Argument) gegen ihre eigenen Interessen verstoßen würden, sie zum richtigen Handeln oder auch zu klugem Dulden zu bewegen. Der Kreis Gmünd hatte in Landrat Burkhardt den idealen Fürsprecher. Sein sicherer Sinn für das Wesentliche, die Gabe, Wichtiges wichtig zu nehmen und Unwichtiges zu ignorieren, die Fähigkeit, komplizierte Dinge knapp und anschaulich darzustellen, sein Selbstbewußtsein und sein Humor verfehlten auch bei sehr schwierigen Partnern selten ihre Wirkung; dazu kam seine umfassende und tiefgründige Kenntnis von Land und Leuten; als alter Albvereinler kannte er jeden Feldweg im Kreis.

Noch mehr kam ihm das zustatten in der gemeinsamen Arbeit mit den Bürgermeistern. In fast allen Gemeinden waren die Bürgermeister, die unter Hitler mitgetan oder ausgehalten hatten, verschwunden, manche geflohen, viele interniert. Unbescholtene Männer, die das Vertrauen ihrer Mitbürger hatten, waren aufs Rathaus geholt worden, oft vom Pflug weg, wie in altrömischen Geschichten. Das Vertrauen hatten sie, Verwaltungserfahrung hatten sie nicht – standen allerdings auch vor Aufgaben, die mit der normalen Verwaltung wenig zu tun hatten. Vieles war Fortführung der Kriegswirtschaft – und Bewirtschaftung unter anderen Vorzeichen; daran wenigstens waren sie seit Jahren gewöhnt.

Es war in zahlreichen Gemeinden noch einmal die Stunde des Bauernschultheißen alten Schlags. Über den Bürgermeisterversammlungen lag ein Dunst von Leder, Schweiß und Kuhstall. Da unter allen Sorgen die um die Ernährung obenanstand, die genaue Lieferung von Frucht, Kartoffeln, Milch, Schlachtvieh die wichtigste Aufgabe der Gemeinde darstellte, waren diese Bauern auf den Rathäusern keineswegs fehl am Platz. Ein Glück übrigens, daß die bäuerliche Wirtschaft damals noch recht altertümlich war, beispielsweise nur einen geringen Bedarf an Treibstoff hatte. Das Gespann beherrschte noch das Bild auf Feldern und Dorfstraßen, die Pferde waren nicht bewirtschaftet, der Pferdehandel blühte, zumal das geschlagene Heer noch viel Material hinterlassen hatte. Auch mit dem Wald, aus dem das Brennholz kam, wußte der Bauernschultheiß Bescheid.

In den kleinen dörflichen Rathäusern bestand das Personal meist aus dem Bürgermeister, der an seinem Schreibtisch saß, seufzend die Post studierte, soweit ihm sein Hof die Zeit dazu ließ, sodann, ruhender Pol, einer alterfahrenen Frauensperson, die auf der Schreibmaschine schrieb und mit laufenden kleinen Verwaltungsgeschäften recht gut Bescheid wußte, und dem alten Gemeindediener, der eine Schirmmütze hatte und eine weithallende, derbe Schelle, dazu ein Fahrrad. Unentbehrliche Stütze und allwissender Ratgeber, der von Zeit zu Zeit nach dem Rechten sah, war der Verwaltungsaktuar. Dazu hatte man Rat und Hilfe, aber auch neue Plagen, vom Landwirtschaftsamt, vom Obstbauinspektor, vom Straßenbauamt, vom Forstamt; all das begann im Rahmen jenes kleinen merkwürdigen «Staatswesens», dem Landkreis, alsbald recht und schlecht zu funktionieren; Mittelpunkt war das Landratsamt.

In Alfdorf, im Welzheimer Wald, hatte man in der Stunde Null den Baron aufs Rathaus geholt, einen alten Offizier aus Königs Zeiten. Das war eine merkwürdige Erscheinung, die man an manchen Orten erlebt hat damals: als über Nacht jede staatliche Ordnung verschwunden war, schimmerten alte, vergessene Ordnungen wieder durch; die Leute erwarteten Schutz und Führung vom Schloß. Nun erwies sich aber der alte Baron zur Entgegennahme von Befehlen als nicht besonders geeignet. Die Militärregierung setzte ihn ab und machte den Sonnenwirt zum Bürgermeister, der war ein alter Sozialdemokrat. Einmal, nach erledigten Rathausgeschäften, lud er mich in seine Wirtschaft, auf ein Glas Mooscht. Während er im Keller verschwand, sah ich mich in der Wirtsstube um. An der Wand hinter mir hing in einem schwarzen Rähmchen die

verblaßte Photographie eines bärtigen Mannes. Als der Sonnenwirt mit seinem Krug erschien, wies ich auf das Bildchen: *Da hängt ja der alte Bebel*. Ich war damals noch ziemlich jung, und die Hitlerzeit, die so vieles scheinbar ausgelöscht hatte, gerade vorbei; dem Sonnenwirt standen die Tränen in den Augen. Er verschwand mit seinem Moostkrug und kehrte mit einer Flasche Wein zurück. Das war damals eine große Rarität. Weil ich den alten Bebel erkannt hatte.

Neben die dringliche Lebensvorsorge trat alsbald eine Verwaltungsaufgabe gänzlich eigener Art: die Entnazifizierung. Es ging damals – 1945, 1946 – nicht um das spätere Spruchkammerverfahren nach deutschem Recht, sondern um die Durchführung amerikanischer Befehle. Entsprechend der «Proklamation Nr. 1» waren aus der Verwaltung die Mitglieder der einst herrschenden Partei, erst recht ihre Funktionäre, fast automatisch ausgeschieden. Nun kam, im Oktober 1945, Law Nr. 8 zur «Säuberung der Wirtschaft», ein äußerst rigoroses Instrument, demzufolge jeder, der aus welchen Gründen immer der Partei oder einer ihrer Organisationen angehört hatte, im Betrieb keine andere als einfache Arbeit mehr verrichten durfte. Eine strikte Durchführung hätte die Reste der Volkswirtschaft in ein Chaos gestürzt, in der allgemeinen Not totale, nicht notwendige Verbitterung verbreitet, den Wiederaufbau einer Demokratie unmöglich gemacht, die Erkenntnis von der Schuld der Schuldigen vernebelt und verwirrt.

Eine unheimliche Belastungsprobe für den Landrat und sein Amt. Es wurden Ausschüsse gebildet, Unterausschüsse und ein Hauptausschuß. Jeder Fall mußte geprüft werden (Tausende, bei einer Bevölkerung von einigen 60000). Die Ergebnisse mußten der Militärregierung mitgeteilt werden; fehlte der Konsens, kam der Fall vor ein Offiziersgericht, zu dem der Betroffene zitiert wurde, wobei ein Vertreter des Landratsamts den Standpunkt des Hauptausschusses zu vertreten hatte. Es gab oft groteske Szenen, zumal der Betroffene, quasi Angeklagte, nach angelsächsischem Recht vereidigt wurde. Ich kann mich an Meineide erinnern, bei denen der Kronleuchter klirrte.

Was im tiefsten Grunde nötig und gerecht war, wurde durch geist- und leblosen Schematismus, grobe Übertreibung und pharisäische Arroganz vernebelt. Ernsthafte Menschen waren voller Sorge, der totgeschlagene Ungeist könne durch diesen Unsinn wieder zum Leben erweckt werden. Mit mühseligen Berichtigungen und Begradigungen wurden die größten Schäden verhindert. Eine Welle menschlicher Erbärmlichkeit schwappte hoch, hy-

sterische Angst, Denunziation, Verleumdung, schriftliche Lügen, erkauft und gratis, falsche Eide – man mußte hindurch. Es war nicht das Böseste, aber das Bizarreste, was einer Verwaltung zugemutet worden ist.

Als der Herbst kalt zu werden begann, kamen die Flüchtlinge. Einzelne waren schon vorher hier und da aufgetaucht, weitergezogen oder geblieben. Nun kamen die Bahntransporte. Die ersten, um Allerheiligen, aus Oberschlesien. Es ging den Winter hindurch, und dann 1946 das ganze Jahr in kurzen Abständen, nun meistens von Sammelplätzen in Böhmen und Mähren, dazwischen Transporte aus Ungarn. Da der Kreis Gmünd wenig Kriegszerstörungen erlitten hatte, wurde er besonders stark mit Flüchtlingen belegt. *Jede Gemeinde soll mehr als ein Drittel ihrer Einwohnerzahl von 1939 aufnehmen*, so war bereits am 17. November 1945 im Amtsblatt zu lesen. Die unerhörte Ankündigung war schon nach Jahresfrist ziemlich Wirklichkeit geworden.

Die Erfassung von Wohnraum, die Verteilung der vertriebenen Menschen auf die einzelnen Gemeinden, die Unterstützung der Bürgermeister bei der oft verzweifelten Anstrengung, die Menschen nun wirklich unter ein Dach zu bringen, die Ausstattung der «erfaßten» Räume mit dem allernötigsten – ein neuer Komplex von dornigen Aufgaben, Lebensvorsorge wiederum wortwörtlich. Es war zu allem anderen Unglück so, daß die Möglichkeiten zur Aufnahme in der Kreisstadt, vor allem wegen der von der Besatzung beschlagnahmten Häuser, am allerungünstigsten waren, während in entlegenen Bauerndörfern mehr Wohnraum verfügbar war, auf dem Papier wenigstens. So mußte man die Menschen sehenden Auges dorthin schaffen, wo sie bestimmt keine neue Existenz finden würden. Und wer die alten schwäbischen Bauernhäuser kennt, auf der Alb, auf der Frickenhofer Höhe, mit dem Stall im Erdgeschoß, der weiß, daß sie nicht für Mieter und Untermieter eingerichtet sind. Was half's? Die Menschen mußten von den Bahnhöfen, von der Straße weg. Ganz ließ sich die vorläufige Unterbringung in Lagern nicht vermeiden, hier in einem Schulhaus, dort in einer Turnhalle – das Entwürdigende, Abstumpfende solcher Notlösungen war uns bewußt. So war die tägliche Auseinandersetzung mit den halb verzweifelten Bauernschult heißen und, wenn es sein mußte, mit den einzelnen Bauern so etwas wie Christenpflicht.

Szenen aus der Weihnachtsgeschichte spielten sich wahrhaftig ab auf manchen Dorfstraßen im Schnee – *denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge*. Auch am Heiligen Abend, ich erinnere mich gut.

Mit viel Zureden und mit Androhungen von Zwang mußte der Hilfsbereitschaft der Christenmenschen nachgeholfen werden, nicht nur bei Bauern, sondern auch bei Arbeitern und Handwerkern, beim Kaufmann und beim pensionierten Postbeamten, beim Pfarrer und der Pfarrersfrau bzw. Pfarrhauhalterin. Es konnte nicht anders sein, niemand nimmt freudig fremde Menschen in sein Haus. Viel bemerkenswerter waren die nicht seltenen Ausnahmen. Manche Familie, die eben noch verzagt und verwirrt mit ihren Bündeln und Koffern auf der dunklen Dorfstraße vom Lastwagen abgesetzt war, fand in ihrem Quartier einen warmen Ofen und auf dem Tisch Brotlaib und Moostkrug; und ein gutes Wort.

Im Rückblick will es unglaublich scheinen, daß diese erste Phase der Bewältigung des Vertriebenenproblems nicht in einem Chaos scheiterte. Die harte Gewöhnung durch Diktatur und Krieg, der Schock der totalen Niederlage, der Respekt vor den Zwangsmitteln der Siegermacht hatten wohl die Voraussetzungen geschaffen, man darf sich da nichts vormachen. Machbar war es endlich aus einer improvisierten, unkonventionellen Verwaltung, wie wir sie damals hatten. Hätte es eine intakte Verwaltungsgerichtsbarkeit gegeben – sie allein hätte das Notwendige verhindern können.

Bisweilen zeigten sich in dem grauen Elend farbige Bilder. An einem hellen, frostigen Wintermorgen war der Platz rund um das Münster verwandelt; auf den ersten flüchtigen Blick sah es aus wie ein riesiger Weihnachtsmarkt, denn es war die Zeit. Gedeckte Planwagen waren aufgefahren ringsum, die Gäule schnoben, Männer mit Pelzkappen standen umher, Frauen in Kopftüchern, Kinder sprangen umher, Hunde – es war, wie sich herausstellte, ein Treck beßaraber Schwaben, Menschen, die nach dem Hitler-Stalin-Abkommen in den «Warthegau» gezogen, von dort nach Bayern geflohen waren und nun mit Sack und Pack dastanden – Schwaben, nach Schwaben heimgekehrt, das sagten sie klar und verständlich, in einer Sprache, die man irgendwie dem Schwäbischen zuordnen konnte. – Sie sind geblieben und wirklich rasch heimisch geworden.

Ein anderes Bild, Sommer 1946. Diesmal war es der Gmünder Bahnhof, der verwandelt war. Ich traute meinen Augen nicht, als ich schnurrbärtige Gendarmen in einer Art k. u. k.-Uniform sah, die dort auf und ab schritten und ihre Säbel auf dem Bahnsteig scheppern ließen. Dahinter Güterwagen, ein langer Zug, ein Flüchtlingstransport mehr, aber doch anders als gewohnt, denn diese Ungardeutschen, die Frauen in schönen Trachten, kamen ja wahrlich nicht aus Feindesland, so brachten sie Ki-

sten und Kasten mit. Die Waggons waren ungelenkt mit Kreide beschrieben. «*Gott mit uns, wir fahren heim*» stand da zu lesen.

Außerordentliche Zeiten bergen tiefe Gegensätze in sich. Es war eine Zeit, in der tiefste Unfreiheit und höchste Freiheit zugleich herrschten – die äußere Unfreiheit eines total geschlagenen und unterworfenen Volkes und die innere Freiheit, die so viele tief empfunden haben nach dem Verschwinden der zuletzt blindwütigen Diktatur, dem Sturz der Götzenbilder, beim Schweigen der Waffen; vielleicht war auch die fast allgemeine, vielen ungewohnte Armut eine Quelle des merkwürdigen Gefühls, in der Unterwerfung frei zu sein. «Das einfache Leben» ist literarisch und im Sprachgebrauch so mißbraucht, daß man das Wort kaum verwenden mag. Aber damals hatten wir's leibhaftig.

Und es war noch einmal die Stunde der Heimat. Heute wissen wir, daß es die letzte war. Wie schön war unser Land – noch! Seit die Waffen schwiegen, gab es Heimkehrer jeden Tag, Entlassene, Versprengte, Gefangene, die sehnsüchtig nach der Heimat und zu den Ihren zurückkehrten, oft in langen Fußmärschen, müde, hungrig, den langen

Krieg in den Knochen. Wie schön leuchtete ihnen ihr Dorf, ihr Städtchen entgegen, wenn sie es endlich von der letzten erklommenen Höhe vor sich liegen sahen. (Das waren die glücklichen Heimkehrer; andere kehrten in die Kraterlandschaften ihrer Städte zurück, wo sie das Antlitz des Krieges gräßlicher anglotzte als irgendwo auf einem Schlachtfeld.) Wie wenig wollten die Männer! Endlich daheim sein, in Ruhe schlafen, ihr Stück Brot, erste Arbeit im Garten, beim Holzmachen. Man könnte die vertrackte Behauptung riskieren, daß der Morgenthauptplan der Seelenverfassung der erschöpften Menschen damals gar nicht unangemessen war.

Nach dem jahrelangen Schreien von Großdeutschland und deutscher Weltsendung, nach dem Zusammenbruch einer militärischen Herrschaft, die vom Nordkap in die afrikanische Wüste, vom Atlantik bis zur Wolga gespannt war, suchten die Männer die Enge, die Ruhe, die Geborgenheit im heimatischen Bereich, sofern sie noch eine Heimat hatten. Das hebt jenen eigentümlichen Zustand, in dem die Heimat der Staat war, aus dem Zufälligen heraus. Dauern konnte das nicht. – Wer aber damals Verantwortung mitgetragen hat, weiß, daß wir der Brüderlichkeit nie so nahe gewesen sind wie damals.

Die Heimat . . . , unser deutsches Land, der Nährboden aller unserer Gesittung, sie darf ungeschert entehrt, beraubt, entstellt werden . . . Heide und Anger, Moor und Wiese, Busch und Hecke verschwinden, wo irgend ihr Vorhandensein mit einem sogenannten rationellen Nutzungsprinzip in Widerstreit gerät. Und mit ihnen verschwindet eine ebenso eigenartige als poetische Tier- und niedere Pflanzenwelt . . .

Der Baum, der seit Jahrhunderten Schatten spendet, wird den Theorien der Wegebaukommission zuliebe gefällt; das alte Tor, das vorspringende Haus, wird niedergerissen, weil der enge Durchgang, die krumme Straße, angeblich nicht mehr den Forderungen des Verkehrs entspricht; . . . Weil sie alle von der Sucht geplagt werden, großstädtisch scheinen zu wollen.

Hier legt man – unbekümmert um natürliche Verhältnisse und um malerische Wirkungen – Bauwerke frei, die doch erst als Glieder eines architektonischen und geschichtlichen Zusammenhanges in ihrer vollen Bedeutung erscheinen. Dort wird das der Natur unseres Landes und unserer Empfindung so entsprechende steile Dach von dem flachen verdrängt, der kräftige Hohlziegel muß der Dachpappe oder einem anderen unschönen Surrogat, der anmutende Fachwerkbau und das verputzte Haus dem kahlen Backsteinkasten weichen.

Wo wir auch hinblicken, nichts als Verunstaltungen, nichts von dem natürlichen Takte, durch den sich unter den Händen unserer Altvorderen das Nützliche ganz von selber schön gestaltete, . . . Schaffen wir also einen sich über ganz Deutschland erstreckenden Bund aller Gleichgesinnten, denen es darum zu tun ist, deutsches Volkstum ungeschädigt und unverdorben zu erhalten, und was davon unzertrennlich ist: die deutsche Heimat mit ihren Denkmälern und der Poesie ihrer Natur vor weiterer Verunglimpfung zu schützen! . . .

(Aus dem Aufruf von 224 Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, der die Gründung des später in «*Deutscher Heimatbund*» umbenannten «*Deutschen Bundes Heimatschutz*» am 30. März 1904 vorbereitete.)